



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blümner, Hugo: Die Mode im alten Griechenland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

denen Reibereien mit dem Publikum, Differenzen mit den Justizbehörden entstehen, welche das Wirken der Behörden beeinträchtigen, die Autorität untergraben und geradezu eine Mißstimmung auf seiten der Polizeibeamten im Gefolge haben müssen. Man räume einmal der Polizei eine der englischen entsprechende Stellung auch bei uns ein, und man wird alsbald dieselben Erfahrungen machen, welche der Engländer mit seiner Polizei gemacht hat.



Die Mode im alten Griechenland.

Von Hugo Blümner.



s ist eine sehr weitverbreitete Meinung, daß die Herrschaft der Mode, jener Tyranin, welche heutzutage nicht bloß die Tracht sondern auch die Gestalt des Mobiliars und des Hausrats, die Formen des geselligen Lebens und des Verkehrs überhaupt, ja selbst die geistigen Genüsse der Lektüre, des Theaters, der Musik u. mit solcher Strenge uns vorschreibt, daß kaum jemand imstande ist, sich dieser Herrschaft zu entziehen, verhältnismäßig jungen Datums sei. Aber jung ist nur der Gebrauch des Wortes für die mannichfaltigen Äußerungen einer und derselben Erscheinung; die Erscheinung selbst ist uralt. Freilich nicht in der starken Form, in welcher wir heute sie täglich zu beobachten in der Lage sind. Sener so überraschend schnelle Wechsel in der Kleidung, namentlich der Frauenwelt, in den Mustern für Gewandung und Möbel, in der Dekoration des Geschirrs u. ist allerdings erst eine in ihrem Werte sehr zweifelhafte Errungenschaft der Neuzeit; aber nur die Schnelligkeit des Wechsels, eine Folge der in der letzten Zeit so überaus gestiegenen und erweiterten Industrie, ist neu, nicht die Sache selbst. Schon die Miniaturen des Mittelalters zeigen uns vornehmlich in den Trachten den Einfluß der Mode; der Wechsel von Schnitt und Form der Kleidung vollzieht sich zwar entsprechend den noch unzureichenden Verkehrsmitteln und dem beschwerlichen Betriebe des Handels sehr langsam, darum aber nicht minder sicher, nur mit dem Unterschiede gegen die spätere Zeit, daß sich der gegenseitige Einfluß verschiedner Länder noch nicht so zwingend geltend macht wie heute, und daß vielfach der Trachtenwechsel sich wesentlich innerhalb eines einzelnen größern Landes oder Volkes vollzieht, während heutzutage — dank

dem auf diesem Gebiete seit dem siebzehnten Jahrhundert unumschränkt gebietenden Einflusse Frankreichs — jede Veränderung der Kleidermode ihren Triumphzug über die ganze zivilisirte Welt hält. Gehen wir weiter zurück, so finden wir auch in Rom, und zwar vornehmlich im kaiserlichen Rom, in Folge des tonangebenden Hofes bereits die Mode auf verschiedenen Gebieten des Lebens wirksam, und es ist vor kurzem in einem hübschen Vortrage*) auseinandergesetzt worden, wie die Herrschaft der Mode im alten Rom bereits zur Zeit der Republik beobachtet werden kann und in welcher Weise sich dieselbe dann weiterhin kundgegeben hat. Am wenigsten aber pflegt man heute den Einfluß der Mode im alten Griechenland anzuerkennen. Hier, wo kein monarchischer Hof nach irgendwelcher Seite hin einen Druck auszuüben oder durch sein Beispiel zur Nachahmung anzureizen imstande war, wo die Trennung in zahlreiche kleine Republiken, die zum Teil schon durch Stammeseigentümlichkeiten sich deutlich schieden und sich dabei in der Regel so feindlich gegenüberstanden, daß ein gegenseitiger Einfluß dadurch bedeutend vermindert werden mußte — hier scheint der Boden für die Herrschaft der Mode in der That so ungünstig wie möglich zu sein. Und doch fehlt es auch hier nicht, wenn wir näher zusehen, an ganz der gleichen, offenbar tief in der Natur des Menschen, zumal in seinem Nachahmungstrieb begründeten Erscheinung, daß gewisse Veränderungen in der Tracht, im Gerät, im Leben und in Gebräuchen allmählich oder bisweilen auch plötzlich auftauchen und nach und nach mit so unwiderstehlicher Gewalt sich Geltung zu verschaffen wissen, daß sie das vorher Dagewesene fast vollständig verdrängen und allgemein angenommen werden, um nach einer gewissen Zeit selbst wieder andern Neuerungen zum Opfer zu fallen. Von den verschiedenen Gebieten, auf welchen sich dies nachweisen läßt, wählen wir für unsre im folgenden zu gebende Darstellung dasjenige, auf welches die Mode von jeher den weitaus größten Einfluß ausgeübt hat und welches man daher von selbst zu verstehen pflegt, wenn man von Mode im eigentlichen Sinne des Wortes spricht: die Tracht. Leider müssen wir dabei auf die unsre Darlegungen verdeutlichenden Abbildungen verzichten; doch wollen wir uns bemühen, durch möglichst scharfe Beschreibung diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, und bitten nur um Entschuldigung, wenn es hier und da den Anschein hat, als schrieben wir einen Artikel für ein antikes Modejournal.

Wenn man heute von griechischer Tracht spricht, so versteht man darunter fast durchweg diejenige Kleidung, welche wir, was die weibliche Tracht anlangt, am schönsten wiedergegeben finden in den Jungfrauen des Parthenonfrises oder in den Karyatiden des Erechtheions, und welche, wenn es sich um männliche Tracht handelt, uns nirgends so großartig und würdevoll entgegentritt wie in

*) Dr. Franz Fröhlich, Die Mode im alten Rom. Basel, 1884.

der Sophokles-Statue des Laterans. Aber diese Tracht schlechtweg griechisch zu nennen, ist ebenso falsch, wie wenn man, was freilich heutzutage gäng und gäbe ist, die sogenannte „Gretchentracht“ schlechtweg „altdeutsch“ nennt. Diejenige Tracht, welche wir in den genannten Bildwerken finden, ist weder die Tracht des ganzen Griechenlands noch die des gesamten griechischen Zeitalters; sie ist vielmehr zunächst wesentlich attisch, wenn sie auch von Athen aus sich weiterhin über das übrige Hellas verbreitet hat und allgemein geworden ist; und sie ist zweitens zunächst der speziell sogenannten „klassischen“ Epoche Athens, der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., und der Folgezeit eigen, hat sich aber in den vorhergehenden Jahrhunderten erst langsam und allmählich aus einer ursprünglich gar sehr davon verschiedenen Tracht zu jener harmonischen Schönheit und Einfachheit entwickelt, welche wir heute noch mit Recht an ihr bewundern. Gehen wir nun der Entstehung dieser Tracht, beziehentlich ihren Vorläufern nach, soweit uns dies unsre Quellen verstaten.

Wir lassen dabei den Frauen den Vortritt — sie sind es ja ganz besonders, welche sich von der Mode am meisten tyrannisiren lassen, und ihnen ist auch wohl ganz wesentlich die Schuld daran beizumessen, daß deren Herrschaft eine so unentrinnbare geworden ist.

Die ältesten Nachrichten, welche wir über die griechische Frauentracht besitzen, verdanken wir den Gedichten Homers. Aber wenn die moderne Zeit sich daran gewöhnt hat, sich Helena, Penelope und all die andern Gestalten des homerischen Epos ungefähr so vorzustellen, wie der Griffel eines Flagmann, Genelli, Bressler sie uns vor Augen geführt hat, so haben die Forschungen der neueren Zeit die Unzulänglichkeit, den Anachronismus dieses Kostüms zur Genüge erwiesen. Der Fehler — wenn man künstlerische Freiheit so nennen dürfte — ist ungefähr der gleiche, wie wenn die Personen des Nibelungenliedes uns in der Tracht des zehnten oder elften Jahrhunderts n. Chr. vorgeführt würden. Wolfgang Helbig hat in seinen höchst lehrreichen Untersuchungen über das homerische Epos*) teils durch sorgfältige Erwägung der einschlägigen Stellen des Dichters, teils durch Vergleichung der ältesten griechischen Denkmäler und der orientalischen, sowie der altetruskischen Kunst, mit Evidenz nachgewiesen, daß wir uns die Frauen jenes Zeitalters, welches Homer schildert, in einer Kleidung zu denken haben, welche bei weitem mehr der Tracht des Orients als der der späteren Epochen sich nähert. Der Peplos, welchen die homerischen Frauen trugen, war darnach ein genähtes Kleid (nicht ein kleidartig um den Körper gelegtes Tuch), ein Chiton mit Öffnungen für Hals und Arme von dem Schnitt, welchen wir noch auf den ältesten Vasen finden. Am oberen Teile des Körpers bis zum Gürtel lag derselbe ganz eng dem Körper an; unterhalb des Gürtels fiel er faltenlos und ebenfalls sehr eng bis zu den

*) W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Leipzig, 1884.
Grenzboten I. 1885.

Zußknöcheln herab. Der Schliß, vermittelt dessen man das Gewand anlegte, war längs der Mitte der Brust angebracht und daselbst durch Fibeln oder Hefel zusammengehalten. Was uns hier ganz besonders fremdartig erscheint, weil wir es später nirgends mehr finden, ist der Verschuß des Kleides durch die den Brustschliß zusammenhaltenden Fibeln; die gesamte spätere Tracht der Griechen wendet die Fibeln an dieser Stelle nie mehr an. Hier liegt denn auch wahrscheinlich orientalischer Einfluß vor, gerade an Denkmälern mit Darstellungen orientalischer Völker kommen derartige Brustschlisse, wie Helbig nachweist, sehr häufig vor.

Über die Kleidung der Frauen in den auf das homerische Zeitalter folgenden Jahrhunderten bis zur Periode der Perserkriege liegen uns wenig schriftliche Nachrichten vor. Die bekannteste Stelle ist die des Herodot (V, 87 fg.), welcher folgendes berichtet. Bei einem Unternehmen der Athener gegen Ägina, welches unglücklich verlief, sei bloß ein einziger Athener lebend entkommen, der daheim von der Niederlage berichtete. Da wären die athenischen Frauen, deren Männer auf Ägina gefallen waren, ergrimmt darüber, daß dieser eine am Leben geblieben, über ihn hergefallen und hätten ihn mit den Nadeln ihrer Gewänder („Himatien“ nennt sie Herodot) so gestochen, daß er davon starb. Infolge dessen hätten dann die Athener eine Änderung der weiblichen Tracht von Gesetzeswegen beschlossen: an Stelle der bisher üblichen dorischen Tracht, welche der korinthischen sehr verwandt war, sei nunmehr die ionische getreten, ein leinener Chiton, bei welchem man sich keiner Nadeln bediente. Herodot fügt noch hinzu, streng genommen sei das nicht ionische, sondern karische Tracht; denn in alter Zeit sei die ganze hellenische Tracht überhaupt eben die gewesen, welche man jetzt noch zur Zeit Herodots als dorisch bezeichne. Dies Zeugnis Herodots ist wie das älteste, so auch das klarste unter den uns erhaltenen. Indem man nun mit dieser Nachricht das kombinirte, was man sonst aus Schriftstellern und Denkmälern über die Form des dorischen und ionischen Chitons wußte, nahm man in der Regel an, daß die altgriechische oder dorische Tracht aus einem Stück Wollenstoff bestanden habe, welches ziemlich kurz war, auf den Schultern durch Spangen festgehalten wurde, an der linken Seite oben bis zur Mitte zusammengenäht, nach unten aber offengelassen war, und daß die herabhängenden Zipfel auf der rechten wie auf der linken Seite entweder unverbunden geblieben oder durch Nadeln zusammengeheftet worden seien. Unter dem ionischen Chiton dagegen, welchen die Athenerinnen angeblich nach jenem Unglück von Ägina angenommen hätten, verstand man einen ganz genähten Chiton von Leinwand, mit Ärmeln, welche im Gegensatz zum dorischen sehr lang und faltenreich war und der Spangen oder Nadeln nicht bedurfte. So wenig es sich nun leugnen läßt, daß sowohl die eine wie die andre der eben beschriebenen Trachten auf Denkmälern häufig ist und daß namentlich die erstere (die Tracht der Artemis, der Amazonen u. s. w.) in der spezifisch dorischen Kunst gewöhnlich

ist, so sehr mußte es auffallen, daß, wenn man die ältesten Denkmäler in Betracht zieht und namentlich wenn man die Vasenbilder auf diesen Punkt hin durchmustert, nicht nur von einem Übergange aus dieser dorischen Tracht in jene ionische nichts zu bemerken ist, sondern daß auch die Frauentracht auf den ältesten Denkmälern ganz und gar keine Ähnlichkeit hat mit der sonst als dorisch bezeichneten. Daß das reiche Material, welches uns zur Lösung dieser Frage in den Vasenbildern und alten Reliefs vorliegt, bis in die neueste Zeit noch fast gänzlich unbenutzt geblieben ist, erscheint in der That auffallend. Es muß daher umso freudiger begrüßt werden, daß ein soeben erschienenenes Schriftchen von S. Böhlau*) den Versuch macht, diese Frage und damit im Zusammenhange die nach der älteren griechischen Frauentracht überhaupt in gründlicher und mit Hilfe eines eingehenden Denkmälerstudiums angestellter Untersuchung zu lösen. Bei den vielfach noch sehr irrigen Ansichten, welche über die griechische Tracht nicht bloß beim Laienpublikum verbreitet sind, halte ich es für wohl angebracht, den wesentlichen Inhalt des Schriftchens in dieser Besprechung einem größeren Leserkreise vorzuführen, obwohl ich bemerken muß, daß ich in verschiedenen Punkten von den Ansichten des Verfassers mich ganz beträchtlich entferne.

In den Vasenbildern des ältesten Stiles sehen wir die Frauen bekleidet mit einem ziemlich engen, um die Hüften gegürteten Chiton, welcher bis zu den Füßen reicht, ohne dieselben jedoch zu verdecken; die Brust bedeckt eine Art Jacke, welche den Oberkörper lose hängend umgiebt und nicht ganz bis zum Gürtel herabreicht. Da die Gürtung in der Regel ziemlich hoch liegt, so ist dieser jackenartige Überwurf meist kurz. Die Art, wie derselbe angelegt wurde, ist nicht überall deutlich zu erkennen; in zahlreichen Fällen aber bemerkt man auf der einen Schulter einen halbrunden, von hinten nach vorn darübergehenden Überschlag oder Zipfel, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Überwurf eben an dieser Stelle durch eine Nadel oder Fibel befestigt war. Freilich kommen daneben auch andre Formen vor. Wir finden Säckchen, die mit kurzen, einen kleinen Teil des Oberarmes bedeckenden Ärmeln versehen sind; wir finden andre, bei denen zwar keine Ärmel, aber deutlich Armlöcher da sind. Beide Arten müssen genäht gewesen sein; wie sie aber angelegt wurden, wo sie den Schliß und den Nadelverschluß hatten, läßt sich aus den Abbildungen nicht erkennen. Diese Kleidung entspricht nun gar wenig der, die wir sonst gewohnt sind als dorischen Chiton zu bezeichnen; daß wir aber trotzdem sie für diejenige zu halten haben, welche Herodot als die früher allgemeine der später üblichen ionischen entgegensetzt, darin werden wir durch die Beobachtung

*) Johannes Böhlau, Quaestiones de re vestiarum Graecorum. Weimar, 1884. Daß das Büchlein (wohl eine Doktordissertation) lateinisch geschrieben ist, muß bedauert werden: die Deutlichkeit und Klarheit hat darunter wesentlich gelitten. Wann wird man endlich sich damit begnügen, den Gebrauch der lateinischen Sprache auf kritische und grammatische Untersuchungen zu beschränken!

bestärkt, daß die in den demnächst jüngeren Vasen auftretende Frauentracht sich in verschiedenen Punkten ganz wesentlich von ihr unterscheidet. Denn einmal reicht in jener ältern Tracht der Überwurf, wie erwähnt, nicht bis zum Gürtel herab, während er später bald mehr, bald weniger tief herunterreicht; ferner hat diese spätere Kleidung meistens Ärmel, welche sowohl länger als weiter sind als die der ältern Tracht. In einem Punkte muß ich nun allerdings von Böhlau abweichen. Da häufig Farbe und Muster des Überwurfs verschieden sind von denen der unterhalb der Taille zum Vorschein kommenden Kleidung, so ergibt sich, daß der Überwurf in diesen Fällen nicht aus einem Stück mit dem Chiton bestehen konnte. Ich nehme jedoch nicht bloß dies an, sondern ich glaube, daß jeder solche jackenartige Überwurf auf den archaischen Vasenbildern ein besonderes Kleidungsstück war, welches nicht mit dem den Unterleib und die Beine bedeckenden, oft auch noch oberhalb des Gürtels und unter dem Überwurf zum Vorschein kommenden, die Brust bedeckenden Kleide oder Chiton zusammenhing. Ich glaube dies einerseits deshalb, weil ich mir keinen Kleiderschnitt denken kann, bei welchem es möglich wäre, Unterkleid und Überwurf in der bezeichneten Form aus einem Stück herzustellen, und andererseits deshalb, weil sehr häufig nicht bloß der untere Rand des Überwurfs, sondern auch der obere, den Hals umgebende Rand desselben mit einer besonderen gemusterten Borte verziert ist, und wenn Ärmel da sind, auch die Ränder von diesen. Ich denke mir also diese älteste „dorische“ Tracht als aus zwei Teilen bestehend, einem gegürteten Unterkleid oder Chiton, welches zumeist unterhalb der Taille ringsum geschlossen, also zusammengenäht war, doch bisweilen auch auf der einen Seite einen offenen, bis zu den Füßen reichenden Schlitz hatte (Beispiele hierfür liegen vor), und einem bloß den Oberleib bedeckenden, entweder durch Nadeln auf der Schulter befestigten oder unter Umständen ebenfalls genähten Überwurf. Bisweilen kommt dann, wie es scheint, noch ein drittes Stück hinzu; auf einigen Vasenbildern sieht man nämlich oberhalb des Untergewandes noch ein darüber gelegtes, aber vom Gürtel mit umfaßtes Kleidungsstück, welches auf der einen Seite offen ist. (Böhlau nimmt an, daß es daneben auch solche gegeben habe, welche ringsum geschlossen waren; aber wenn auch auf Abbildungen bisweilen jener Schlitz fehlt, so ist das doch gar kein Beweis, da der Vasenmaler dann eben die geschlossene Seite abgebildet hat, wie in andern Fällen die offene.) Dieser untere Überwurf ist bald aus demselben Stoff gefertigt wie die Jacke, bald auch nicht, immer aber, soweit ich es beobachten konnte, in Farbe und Muster verschieden von dem darunter getragenen Unterkleid. In welcher Weise wir uns diesen Überrock, wenn ich so sagen soll, angelegt denken sollen, ist schwer zu sagen; doch hat es ganz den Anschein, als hätten die Frauen damals etwas ähnliches gehabt, wie die bis vor kurzem übliche „Tunique“ unsrer Damen, d. h. einen über den eigentlichen Rock fallenden Überwurf, welcher um die Hüfte, also am Gürtel, befestigt wurde. Es ist das umso eher möglich, als man sich damals, wie es scheint, fester gürtete

als später, sodaß der Gürtel recht gut außer dem eigentlichen Chiton noch ein andres Gewand festhalten konnte.

Zu dieser bisher besprochenen alten Form des Chitons tritt dann häufig noch ein mantelartiger Überwurf, ein Himation, hinzu, wie es ja auch die spätere Frauentracht kennt; doch wird dieser Mantel in der älteren Zeit in etwas anderer Weise getragen als später, nämlich ähnlich wie heute ein Umschlagetuch, also so, daß der Mantel ganz den Rücken bedeckt und hinten mehr oder weniger lang über die Beine herabfällt, während seine beiden andern Enden nach vorn über die Schultern gezogen werden und dort von dem Leibe zu beiden Seiten herunterhängen. Nicht selten wird dieser Mantel auch so hoch heraufgezogen, daß er den Hinterkopf bedeckt. Die eine wie die andre Art, den Mantel zu tragen, findet sich freilich auch in der sonst abweichenden Tracht der Folgezeit noch häufig angewandt.

In welcher Weise sich der Übergang von dieser altertümlichen Tracht zur späteren vollzogen hat, können wir trotz der zahlreichen Denkmäler nicht genau verfolgen. So viel scheint aus der Betrachtung der Vasenbilder sich zu ergeben, daß der Hauptunterschied der alten und der neuen Tracht darin bestand, daß jene jackenartige Bedeckung des Oberkörpers verschwindet und dafür zunächst eine Tracht tritt, bei der ein den ganzen Körper bedeckendes Gewand, welches über die Körperlänge hinausgeht, so angelegt wird, daß ein Teil desselben über den Gürtel herausgezogen und als Bausch über den Gürtel herunter fallen gelassen wird: jene charakteristische Tracht, welche die Grundlage der späteren, allgemein üblichen bildet, anfangs aber freilich in noch sehr verschiedenartiger Behandlungsweise uns entgegentritt. Zunächst ist folgendes zu beachten. Während der erwähnte Bausch (Kolpos) einerseits durch das Gewand selbst gebildet werden konnte, finden wir daneben die Mode, ihn durch einen über das Untergewand angezogenen Überwurf zu ersetzen, welcher sich allerdings in seiner Form wesentlich von jener alten Form der Sacke unterscheidet; denn nicht nur hat er in der Regel weite und ziemlich lange, bis zum Ellenbogen reichende Ärmel, sondern er geht auch bis zum Gürtel hinab, wird von diesem mit festgehalten und fällt nur vorn in reicherer Stoffmenge über denselben als Bausch herunter. Wir haben also, wie bei der älteren Tracht, zwei Kleidungsstücke: das lange Untergewand und darüber die besondere Bekleidung des Oberkörpers; nur daß letztere in den meisten Fällen der Nadeln nicht bedarf, sondern ein zum Anziehen fertig gemachtes, genähtes Kleidungsstück ist, bei welchem höchstens an den Ärmeln, wenn diese geschlitzt waren, kleinere Fibeln oder Knöpfchen zur Verwendung kamen. Sehr deutlich pflegen auch die Vasenmaler diese beiden Kleidungsstücke als aus verschiedenen Stoffen hergestellt zu kennzeichnen: das Unterkleid wirft gerade, glatte Falten, wie ein Linnenstoff, der Überwurf dagegen krause, wie ein Wollenzug. Doch finden wir auch diese beiden Teile aus einem einzigen Stoffe und offenbar als zusammenhängendes Kleidungsstück

hergestellt, sodaß also Unter- und Obergewand nicht gesondert angelegt wurden. Ärmel sind meistens vorhanden; dieselben haben auch in der Regel eine ganz charakteristische Form: nämlich am untern Ende, unterhalb des Ellenbogens, erweitern sie sich glockenförmig, während das Armloch ziemlich eng bleibt.

Daß diese Tracht ionisch war, dafür können wir vielleicht darin einen Beleg sehen, daß am Harpyien-Denkmal von Xanthos uns ganz die gleiche Ärmelform begegnet, wie wir sie eben beschrieben und wie wir sie auch auf attischen Denkmälern aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts häufig genug finden; doch fehlt dort der für attische Tracht so charakteristische untere Vausch. Zieht man namentlich Grabreliefs wie das albanische sogenannte Leukothea-Relief und das in Athen befindliche Bruchstück eines ähnlichen Reliefs zur Vergleichung heran, so wird man mit Rücksicht auf die oben angeführte Herodotstelle zu der Ansicht kommen, daß der Gegensatz zur früheren Tracht in der That vornehmlich, abgesehen vom Stoff, darin bestand, daß bei dieser Tracht Nadeln gewöhnlich nicht zur Verwendung kamen, sondern daß das ganze Kleid durch Näharbeit so hergestellt war, daß man den Verschuß auf den Schultern und an den Ärmeln, wenn letztere nicht ringsum geschlossen waren, durch Knöpfchen bewirken konnte. Aber dieser der Nadeln entbehrende Chiton, dem wir demnach die Bezeichnung „ionisch“ zu geben berechtigt sind, hat sich, wenn er überhaupt jemals in alleiniger Anwendung war, jedenfalls nicht lange als alleinige Tracht erhalten; denn noch in altertümlichen Kunstwerken begegnen wir bereits wieder einer andern Tracht, welche in wesentlichen Punkten von der eben beschriebenen abweicht und offenbar auch von Nadeln eine ziemlich reichliche Anwendung macht. Zunächst freilich finden wir eine Kleidermode, welche der Nadeln in den meisten Fällen noch entbehrt.

Bei weiterem Fortschritt der Mode nämlich — und damit treten wir in eine Periode ein, welche namentlich durch die altertümlichen rotfigurigen Vasenbilder eines Brygos, Duris, Euphronios, Hiero u. s. w. (Vasenmaler aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts) bezeichnet wird — wird es Brauch, Chitone von solcher Länge anzulegen, daß man ein sehr beträchtliches Stück über den Gürtel heraufziehen und in weitem, rings um den ganzen Körper gehenden Vausch tief über die Hüften bis in die Gegend der Kniee fallen lassen kann. Indem mit diesem untern Vausch noch ein Brusttuch, welches nur bis wenig unter den Busen hinabreicht, verbunden wird, erhalten wir vornehmlich folgende Formen: 1. Als Untergewand ein Chiton, welchen man sich auf den Schultern in nicht sichtbarer Weise befestigt zu denken hat; derselbe ist gegürtet, der überschüssige Teil aber in der bezeichneten Weise als kreisrunder Vausch über den Gürtel herabgelassen, sodaß letzterer nicht sichtbar ist; darüber wird ein mit Ärmeln versehenes oder auch ein ärmellofes und dann häufig der modernen sogenannten Pelierine ähnliches Brusttuch gelegt, welches mehr geradlinig unterhalb der Brust und in entsprechender Höhe auf dem Rücken abschließt,

also nicht wie der untere Bausch in einer Falte, sondern mit der Schnittkante des Tuches endigt. 2. Als Untergewand ein einfacher Chiton; darüber ein Überwurf ohne Ärmel aus anderm Stoff, welcher von den Schultern über den Gürtel fällt und unten jenen obenbeschriebenen runden Bausch bildet; hierüber das vorher bezeichnete Brusttuch mit Ärmeln vom Stoff des Chiton. 3. Wiederum der einfache Chiton als Untergewand; darüber von anderm Stoff jener den runden Bausch bildende Überwurf, diesmal aber mit Ärmeln, und über diesem ein ärmellofes Brusttuch, welches demnach wesentlich aus zwei Brust und Rücken bedeckenden, auf den Schultern zusammengesteckten Tüchern besteht, von gleichem Material wie der Chiton. Die Ärmel sind bei dieser Tracht weniger glockenförmig als bei den vorigen, das Armloch auch nicht so eng, sondern meistens weit; sie sind auch in der Regel nicht zusammengenäht, sondern durch kleine Knöpfe oder Fibern zusammengehalten.

Schön kann man diese Tracht, mag sie nun auf die eine oder auf die andre Art erzielt sein, keineswegs nennen, da der kreisrunde Bausch meist weit vom Körper absteht, was plump und ungeschickt aussieht. Aber trotzdem entwickelt sich daraus durchaus folgerichtig jene edle Tracht, welche wir eingangs als die „klassische,“ als die Tracht der besten Zeit der Kunst bezeichnet haben. Anstatt nämlich diese verschiedenen Bausche und Brusttücher aus zwei oder gar aus drei verschiedenen Kleidungsstücken herzustellen, geht man allmählich zu dem an sich einfacheren, aber freilich ein noch viel kunstvolleres Arrangement der Kleidung erfordernden System über, die ganze Tracht aus einem einzigen Kleidungsstück herzustellen. Es ist das ein langer, die Körperlänge weit übertreffender Rock, welcher unten in der Länge von der Taille bis zu den Füßen zusammengenäht, von da an aber entweder auf beiden Seiten oder wenigstens auf der einen Seite offen ist. Man gürtet diesen Rock um die Hüften, nimmt den obern Teil des Rockes bis zu den Schultern hinauf und naddelt hier Rücken- und Brustblatt zusammen; mit dem überschüssigen Stoffe kann man dann aber verschiedentlich verfahren. Entweder man nimmt gerade so viel Stoff bis zur Schulter herauf, als man für den Körper vom Gürtel bis zur Schulter nötig hat, und läßt dann das übrige vorn über die Brust und hinten über den Rücken hinunterfallen und gürtet es mit; dann entsteht, indem man diesen obern Gewandteil noch etwas über den Gürtel herauszieht, zunächst ein Bausch oberhalb des Gürtels, und das Ende des Gewandes fällt bis unterhalb des Gürtels ungefähr etwas oberhalb der Kniee. Oder man nimmt vom Gürtel ab ein größeres Stück auf, als man bis zur Schulterhöhe brauchen würde, läßt das überschüssige Stück des zwischen dem Gürtel und den Nadeln auf der Schulter befindlichen Teiles über den Gürtel herabfallen, sodasß derselbe gänzlich dadurch verdeckt wird, und läßt dann, was vom Stoff noch oberhalb der Schulternadeln übrig bleibt, über Brust und Rücken wie ein Brusttuch niederwallen; die Nadelung auf den Schultern kann man

dann entweder so vornehmen, daß die zuletzt bezeichneten Enden des Brusttuches darübergelegt werden und die Nadeln verdecken, oder man nadeln das Bruststück mit, hat also auf der Schulter von vorn wie von hinten eine doppelte Tuchlage zu nadeln, und die Nadeln liegen dann sichtbar zu tage; letzteres pflegt das häufigere zu sein. Diese letztbeschriebene Tracht ist eben diejenige, welche uns in ihrer schönsten Form auf den attischen Denkmälern aus der Epoche des Pheidias entgegentritt; ihr Zusammenhang mit jenem früher allgemeinen kreisrunden Bausch läßt sich aber auf Vasenbildern verfolgen, denn es kommt nur darauf an, den über den Gürtel fallenden Bausch der ältern Tracht möglichst zu verkleinern, sodaß der Abstand zwischen Überschlag und Bausch beträchtlich verringert wird, und dann den Bausch in jener der Linie des Überschlages sich anschließenden Weise, wobei die Falten an den Seiten tiefer liegen als in der Mitte, zu arrangiren, um die edle Form des Gewandes der Karyatiden vom Erechtheion zu erhalten.

Ärmel sind bei dieser Tracht bald vorhanden, bald fehlen sie; wo sie da sind, haben sie meistens, wie die früher besprochenen, die Form der offenen, durch Knöpfe oder kleine Nadeln verbundenen Halbärmel, und es hat vielfach den Anschein, als seien dieselben nicht eigens angenähte Ärmelstücke, sondern gehörten zum Chiton selbst, welcher, weil er, wie in der Länge, so auch im Umfang beträchtlich mehr Stoff enthielt, als an und für sich zur Umhüllung des Körpers nötig war, hinlänglich Material bot, um oben auf jeder Seite noch ein bedeutendes Stück über die Oberarme zu ziehen und durch Zusammenstellen zu scheinbaren Ärmeln zu verbinden.

(Schluß folgt.)



Analekten zur Geschichte der neueren deutschen Kunst.

Von H. A. Eber.

3. Chodowiecki an Nicolai.



er auf dem kürzesten Wege einen möglichst umfassenden Einblick in den Vorstellungskreis und die Anschauungen der Berliner Aufklärer im vorigen Jahrhundert gewinnen will, der greift am besten zu Friedrich Nicolais satirischem Romane: „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker.“

Friedrich Nicolai, das Haupt der deutschen Aufklärer, hat in diesem dreibändigen Werke, zu dem er den Gedanken gleichzeitig mit dem der Begründung